

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Markgräfler. 1924-1932 1930

9 (15.5.1930)

Der Markgräfler

Freie deutsche Zeitung für das schaffende Volk in Stadt und Land
Erscheint halbmonatlich. Durch jede Postzeitungsstelle zu beziehen. Vierteljährlich Mt. 1.50

Nr. 9

Lörrach, 15. Mai 1930

7. Jahr

Denkmäler am Rhein

In sternenloser Wolkennacht
Hält grau umflort, doch unbefiegt
Der alte Rhein die deutsche Wacht.
Und an des Niesen Knie geschniegt
Entschläft — von wirrem Traum umbraut
Das goldne Mainz. Die Weite schweigt.
In engen Gassen schwingt kein Laut.
Nur Turm an Turm im Nebel steigt.

Da raunt es nahebei am Dom,
Der tausendjährig ragend steht,
Hinüber zu dem wachen Strom —
Es schwillt zum Dröhnen, wallt und weht.
In eherner Verkürung streckt
Johannes Gutenberg die Hand
Dorthin, wo erzen aufgereckt
Hoch thronend Schiller schaut ins Land:

„Geboren ward ich hier am Rhein,
Hier war's, wo ich das Buch erschuf.
Tief sann ich in mich selbst hinein:
Wie die Natur im Echo-Ruf
Vielsältig neu erzeugt den Klang,
Der ausprallt an die Felsenbucht,
So streue, Buch, mir Tat und Drang
Alls Samen tausendfacher Frucht!“

„Der Deutsche Luther hat das Wort
In meinen Lettern festgeballt,
Daß es erbrausend fort und fort
Im ganzen Erdkreis widerhallt.
Wenn Deine Glocke, Schiller, singt
Weltum: ich durfste Klöppel sein!
Der Reckentroz von Bismarck klingt
In Ewigkeit: ich bin darein!“

Ein Lächeln um den strengen Mund
Glüht Schiller auf in hehrem Schein:
„Wir Beide stehen auf dem Grund
Der goldnen Stadt, nur Wir allein.
Wann weicht der Dritte unsern Bund
Zur strahlenden Dreifaltigkeit?
Denn höchstes Schauen macht mir kund:
Vollheit wie Gottheit ist gedreit!“

„Ein Volk blüht aus im Wertgebild
Der Hand, in Wort und Klang und Geist;
Doch wölbt darüber nicht den Schild
Der Held der Tat: es fiecht und waist.
Nur heller, spornender Befehl
Erhält ein Volk in Sinn und Saft,
Helden von Andernach bis Rehl!
Hebt Bismarck auf den dritten Schaft!“

„Wer mit uns Dreisprach halten soll,
Die nächstens deutsche Not beschwört,
Sei eine Stimme tief und voll,
Auf die auch ein Jahrhundert hört.
Wird uns ein Mensch in Glitzerzier
Des Tages zugesellt am Ort:
So bleibt nur unsere Hülle hier,
Die ewige Gestalt eilt fort!“ —

Auf seines Buches Deckel schlug
Johannes; laut erdröhnt die Nacht.
Ein Sturm mit hartem Schwingenflug
Zerreißt den dunkeln Wolkenschacht.
Hoch glänzt der Mond, hoch schäumt der Rhein,
Ihm wogt die Brust in heißem Groll:
„Ein großer Deutscher muß es sein,
Den Ich als Dritten schirmen soll!“

Freiburg im Breisgau, 1. Mai 1930

Ludwig Brehm.

Johann Peter Hebel: Der Kommandant und die badischen Jäger in Hersfeld

Von Friedrich Zimmermann, Oberregierungsbaurat a. D., Heidelberg

Ein Badener, der nach der gewerbereichen Stadt Hersfeld kommt, die zwischen Fulda und Kassel liegt und ein Bad für Stoffwechsel-Krankheiten besitzt, an der auch die Schnellzüge halten, fühlt sich gleich heimisch, wenn er auf dem Ringplatz das schöne Denkmal sieht, das dem edelmütigen Kommandanten Lingg der badischen Jäger dort errichtet worden ist. Dem badischen Dichter Johann Peter Hebel gebührt Dank, daß er eine Erzählung der edlen Tat der badischen Jäger in den Rheinischen Hausfreund, von dem sie in das Schatzkästlein und in viele Lesebücher übergegangen ist, aufgenommen hat. Die edle Tat ist durch das Standbild und ein Drama, das in Hersfeld auch als Schauspiel aufgeführt worden ist, für die kommenden Geschlechter festgehalten. Leider ist in der Erzählung von Hebel der Name des Kommandanten Oberstleutnant Lingg, der später zum Generalleutnant befördert und als Lingg von Linggenfeld geabelt worden ist, nicht erwähnt. Aber auf dem Denkmal in Hersfeld, das 1807 5000 Einwohner zählte, ist der Name zur bleibenden Erinnerung eingegraben. Ein junger Buchdrucker aus Königsberg i. Pr. — Gg. Friedrich Hartung — kam am 22. Juli 1808 nach Heidelberg und traf am 13. September bei Tisch den Obrist Lingg von den Badischen Jägern. Dieser machte Hartung auf einen in der Mannheimer Zeitung eingerückten, in Berlin beim Assessor Koppe aufgefangenen Brief des Herrn v. Stein aufmerksam, der auf Preußens Geschichte Einfluß haben kann und muß.

Am 8. März 1809 kam Hartung von einer Rheinreise und einem längeren Aufenthalt in Darmstadt wieder nach Heidelberg und stieg im Prinz Karl ab. Leider traf er den Obrist Lingg nicht mehr an. Das Militär war wegen Streitigkeiten mit den Studenten nach Mannheim verlegt worden. Er hätte gerne noch einmal mit Lingg gesprochen. Er hatte sich mit dem anspruchslosen, bescheidenen Manne, der in jedem Sinne des Wortes ein edler Mann gewesen sei, gut unterhalten. Im Kriege habe Lingg oft Unglück verhütet, namentlich Hersfeld vor Plünderung und Verbrennung geschützt. Auch bei der „maliziosen“ Studentengeschichte habe er sich so schön benommen, daß die Studenten ihm ein „Bivat“ brachten. Am 21. Januar 1842 starb Lingg in Mannheim, nachdem er schon 1813 in Ruhestand getreten war. Ob die noch in Mannheim und Heidelberg lebenden Familien Lingg mit dem Kommandanten der badischen Jäger verwandt sind?

Ein gleiches dauerndes Denkmal hat Hebel im rheinischen Hausfreund und seinem Schatzkästlein auch dem badischen Schneider Franz Anton Egetmaier aus Bretten geschaffen, der 1812 in Pensa in Rußland badische Offiziere aus Mannheim, Heidelberg, Bruchsal, Gochsheim u. s. w., auch andere Deutsche bei sich aufnahm und sie, die in tiefster Not und im Elend waren, verpflegte und ausrüstete, daß sie wieder in ihre Heimat gelangen konnten.

Auch diese Erzählung einer guten Tat durch Hebel bezieht sich auf die Napoleonischen Kriege, für die Baden

kraft der Rheinbundsakte vom 12. Juli 1806 ein Truppenkontingent zu stellen verpflichtet war.

Eine Abteilung von 3526 Mann unter General v. Cloßmann wurde am 1. Oktober 1806 nach Mergentheim und von da an nach der Ober in Marsch gesetzt.

Eine zweite Abteilung mit dem Jägerbataillon Lingg kam am 26. Dezember 1806 in Kassel an, wo das Bataillon von General Lagrenge zurückgehalten wurde, um die Unruhen, die in Kurhessen nach der Vertreibung des Kurfürsten ausgebrochen waren, mit anderen Truppen niederzuhalten. So hatten in Eschwege und in Hersfeld Ausschreitungen stattgefunden. In Hersfeld war noch die Besatzung — eine Kompagnie des 1. L. ital. Inf.-Reg. — entwaffnet und vertrieben worden.

Gegen die Aufrührer marschierten am 1. Januar 1807 drei Kolonnen, deren dritter unter Oberst Barbot auch das badische Jägerbataillon mit 4 Kompagnien zugeteilt war. Oberstleutnant Lingg erhielt den Befehl, mit 2 Kompagnien seines Bataillons — die zwei anderen waren zu Sonderaufgaben abgetrennt worden — und mit zwei Kompagnien des 1. L. ital. Inf.-Reg. nach Hersfeld zu marschieren und dort eine genaue Untersuchung des Aufstandes vom 25. Dezember 1806 und die Strafvollstreckung vorzunehmen.

Das Haus, aus dem geschossen und ein Soldat getötet worden war, wurde geplündert und abgebrannt. Von dem Standgericht wurden zwei ehemalige kurhessische Soldaten zum Tod verurteilt. Napoleon bestand aber auf seinem Befehl, Hersfeld zu plündern und niederzubrennen, in Eschwege ein Drittel der Einwohner teils zu erschießen, teils nach Frankreich zu verbringen. Zum Vollzug des Befehls trafen noch weitere Truppen ein. Am 18. Februar folgte Oberst Barbot selbst mit 2 Kompagnien Italiener und 2 Kanonen. Oberst Barbot rückte am 20. Februar mit seinen Truppen wieder ab und beauftragte Oberstleutnant Lingg mit der Vollstreckung des kaiserlichen Befehls, gab ihm dabei den bedeutungsvollen Wink, „daß bei allem dem viel Gutes geschehen könne, wenn er hierzu zweckmäßige Maßregeln nehmen wolle.“ Lingg war nun mit zwei badischen Kompagnien allein in Hersfeld.

Es wurden nur vier einzeln stehende Häuser an den vier Ecken der Stadt und eines in der Mitte angezündet. Der Brand konnte von den Einwohnern gelöscht werden. Eine Plünderung der Stadt, die von dem Kommandanten und seinen Jägern abgelehnt worden war, fand nicht statt.

Dem Kommandanten, der alle Geschenke zurückgewiesen hatte, wurde von Knaben ein Gedicht und von der Stadt auf seinen Wunsch eine silberne Erinnerungsmünze überreicht, die Lingg seiner künftigen Gattin mitbringen wollte. Auch dem Oberst Barbot gebührt hiernach alle Anerkennung, daß er das Schicksal der Stadt Hersfeld in die Hand eines Führers legte, dessen vornehme Gesinnung er wohl gekannt haben mußte.

General Lagrenge und Oberst Barbot milderten auch die Vollstreckung des Befehls gegen die Stadt Eschwege. Achtzig beschuldigte Einwohner wurden ausgehoben und nach Kassel verbracht. Erschossen wurden nur zwei, die überwiesen waren, an dem Aufstand hervorragenden Anteil genommen zu haben.

Jeder, der die beiden, in eigenartiger, lebhafter Weise dargestellten Erzählungen von Hersfeld und Pensa in Hebels Werken liest, muß sich freuen und auch dem badischen Dichter Hebel dankbar sein, daß er durch die Aufnahme der beiden Erzählungen in den Rheinischen Hausfreund dem edlen Handeln zweier Landesfinder ein dauerndes Denkmal gesetzt hat.

Das von Hebel so trefflich geschilderte Verhalten der badischen Jäger in Hersfeld berührt mich besonders, weil ich Gelegenheit hatte, die schöne Stadt Hersfeld kennen zu lernen und das dem Kommandanten Lingg errichtete Denkmal zu betrachten, und weil ich in dem Ort Hausen i. W., wo Hebel seine Jugend verlebte, auch eine Zeit meiner Jugend in der Werkstätte der Fabrik, die aus der alten, von Hebel beschriebenen Eisenhütte hervorgegangen war, mit Hammer, Hobel, Theodolit und Bleistift auf dem Zeichenbrett betätigte. So wie Hebel jeden Tag von Hausen nach der Lateinschule in Schoppsheim wanderte, zog ich täglich in aller Frühe von Schoppsheim nach dem eine Stunde entfernten Hausen durch den Wald oder die Wiese entlang. Die von einem entfernten Verwandten Marget geleitete Florettseiden-Spinnerei Grether & Kraft ist damals in eine Kammgarn-Spinnerei Kraft & Satlow umgewandelt worden.

Johann Peter Hebel, der am 10. Mai 1760 in Basel, nach anderer Lesart zwischen Lörrach und Basel geboren wurde, war, als sich die Begebenheit in Hersfeld abspielte, 47 Jahre alt, Kirchenrat und Professor am Gymnasium in Karlsruhe. Er starb als Prälat der evangelischen Landeskirche in Baden am 22. September 1826 in Schwezingen, wo er unter einem Baume des Friedhofs seine Ruhe fand.

Hebel, dem wir die vielen Erzählungen u. a. vom Zundelfrieder und die herrlichen alemannischen Gedichte vom Breneli, Annemeisi, Mann im Mond u. a. m. verdanken, war nur mütterlicherseits Alemanne. Sein Vater Johann Jakob Hebel war in dem damals kurpfälzischen Städtchen Simmern auf dem Hundsrück geboren. Als Webergeselle verließ er seine Heimat und folgte als Diener des Majors Iselin von Basel den eidgenössischen Fahnen nach Flandern, dem Niederrhein und Corsica.

In dem Hause Iselin lernte er seine Frau Ursula Vertlin von Hausen kennen, wo er sich 1757 wieder als Weber niederließ. Im Winter arbeitete er dort am Webstuhl und im Sommer mit seiner Frau im Hause und Garten des Major Iselin in Basel.

Von der alemannischen Mutter hatte der Dichter Hebel die ernstesten, doch auch wieder frohen und heiteren Züge des alemannischen Wesens geerbt. Gerade weil sein Vater aus anderer Gegend Deutschlands war, konnte Hebel die Eigenart seiner Heimat wohl besser beurteilen und sie in seinen Gedichten und Erzählungen wertvoller darstellen.

Johann Peter Hebel war unverheiratet geblieben. Im Hause seines Freundes, des Prorektors des Pädagogiums in Lörrach, Tobias Güntert lernt Hebel die Pfarrerstochter von Weil bei Lörrach, Gustave Fecht kennen, die seine stille Neigung erwiderte. Hebel war damals Präceptorats-Bisarius

in dem benachbarten Hertingen mit dem bescheidenen Gehalte von 350 badischen Gulden. Es ist ein Geheimnis geblieben, warum aus dem nie öffentlich erklärten Verhältnisse kein eheliches wurde. Sie blieben bis an sein Lebensende in vertraulichem Briefwechsel. Pfarrer Hermann Albrecht hat im Oberrheinischen Jahrbuch 1881 „'s Gotte-Stübli“, die Beziehungen Hebels zu Gustave Fecht in einer prächtigen Erzählung verwertet.

Meine 1809 in Weil geborene, sehr liebenswerte Großtante Barbara Steinmann, die sich mit Josef Christmann, Besitzer des Gasthofs zum Storchen in Basel verheiratet hatte und die ich später oft mit meiner Mutter in ihrem Hause auf dem Fischmarkt in Basel besuchte, hatte die Pfarrerstochter Gustave Fecht gut gekannt.

Da ich meine ersten Schuljahre 1867—1869 in Schönau i. W., wo mein Vater Gerichtsnotar war, verbrachte, war mir die alemannische Mundart geläufig und hatte ich mich in den Charakter der Wiesentalbewohner eingelebt.

Vielen mögen die schönen Gedichte Hebels in alemannischer Mundart fremd bleiben, aber an den sinnreichen ernstesten und heiteren Erzählungen, so besonders der der badischen Jäger in Hersfeld, werden alle Leser des Hebel'schen Schatzkästleins immer eine große Freude haben.

Der englische poeta laureatus

Zum Tode von Robert Bridges

Ganz still ist Robert Bridges aus dem Leben fortgegangen, als in dem Wäldchen um sein Haus die ersten Anemonen aufblühten. In diesen lichten, durchsonnten Frühlingstagen tritt der florentiner Charakter der Hügel um Oxford sehr stark hervor — und es paßt zu seinem Leben, daß er in dieser klassischen Heiterkeit geschieden ist. Im letzten Jahre war er fünfundsachtzig geworden; und jetzt zum ersten Male hatte er etwas wie eine breite Popularität. An seinem Geburtstag schenkte er dem englischen Volk einen Gedichtband „Das Testament der Schönheit“. Es sind Gedichte in strengem klassischem Stil, mit einer unendlichen Sorgfalt in der Wahl der Worte; es setzt eine recht bedeutende literarische Erziehung voraus, wenn man sie wirklich genießen will. Aber das Erstaunliche trat ein — das Testament der Schönheit wurde das meistgelesene Buch des letzten Jahres.

Das hat seine Gründe sicher tiefer als in einem bereitwilligen Sichneigen vor dem poeta laureatus.

Diese Würde bekleidet Bridge schon seit 1913; aber trotzdem waren seine älteren Gedichte eigentlich nur einem kleinen Kreis von Kennern vertraut. Als Bridge durch den Einfluß von Lord Haldane gegen den vollstümlichen Kipling diese höchste Ehrung, die Krönung zum Nationaldichter, erfahren hatte, machte sich schon nach einigen Jahren ein Unwille in der Öffentlichkeit geltend, weil er während des Krieges keine Kriegslieder schrieb. Und es gehörte zu den stehenden Witz ein Parlament, das angefragt wurde, weshalb der englische poeta laureatus nicht sänge.

Aber unbekümmert um den Tagesruhm blieb Bridges durch alle diese siebenzehn Jahre sparsam und gewissenhaft in dem, was er schuf. Nichts verließ seine Werkstätte, das nicht seinen hohen Anforderungen an Einfachheit und Klarheit

der Form gerecht wurde. Er stammte noch aus dem geistigen Kreise von Browning und Tennyson; und hielt an den Begriffen des sittlich und ästhetisch Schönen einer vergangenen Epoche fest.

Das Erstaunliche ist nur, daß er mit seinem „Testament der Schönheit“ etwas gegeben hat, was dem englischen Volke heute, zwölf Jahre nach dem Weltkriege, etwas bedeutet. Die künstlerische Tradition in England ist eben doch tiefer in einer klassischen Schulung verwurzelt, als man bei der unbekümmert alltäglichen Art des Engländer meinten sollte.

Teilweise erklärt sich der Erfolg auch wohl aus dem Wesen von Robert Bridges. Er war alles andere als ein Literat. Er stammte aus dem kleinen Landadel, aus der Grafschaft Kent; nach einer Erziehung in Eaton und Oxford wurde er praktischer Arzt; mit vierzig Jahren zog er sich von der Praxis zurück und lebte in seinem Landhaus, das er sich auf dem windbestrichenen „Sauhügel“ über Oxford gebaut hatte.

Sein Heim war ein Mittelpunkt seiner literarischer Studien und musikalischer Unterhaltungen. Ganz unauffällig sind von hier viele Anregungen ausgegangen; die Bewegung zum Schutze der Schönheit der englischen Landschaft verdankt ihm viel; der erfolgreiche Feldzug zur Erhaltung schöner alter Alleen, um freie Ausblicke, die durch einen Bauplan bedroht sind, hat Bridges viel Förderung zu danken.

Der Sprachverwilderung arbeitete er planmäßig entgegen; und von den ersten Anfängen des Rundfunks an hat er viel getan, um auf die Pflege eines reinen Englisch und guter Aussprache hinzuwirken.

Im Bilde von Oxford wird Bridges sehr fehlen; man konnte ihn häufig über die Hügel und durch die schönen Wälder um den historischen „Sauhügel“ gehen sehen. Sein olympischer Kopf mit den wallenden weißen Haaren und dem Vollbart wäre unvergänglich gewesen auch ohne die leuchtenden blauen Augen. Seine große, breitschultrige Gestalt hatte trotz seines Alters merkwürdige weiche, schmiegsame Bewegungen.

Vielleicht war er der letzte große Vertreter einer Generation, die ihre Wurzeln im klassischen Hellas, wie Goethe es verstand, und im alt-englischen Landleben hatte. Die Literaturhistoriker werden ihn einmal würdigen; daß sein stiller Wirken als Mensch so wenig von sich reden machte, spricht für ihn.

Arzt von Derzen.

Ausstellung in Schaffhausen

Zehn farbige Zeichnungen von der Hand Goethes, ein Saal voller Gemälde, Zeichnungen und Skizzen von der Hand Gottfried Kellers, eine höcklinhafte Abendlandschaft von August Kopisch, dem Balladendichter, dem Entdecker der blauen Grotte auf Capri, geniale Aquarelle von E. T. A. Hoffmann, welcher Dichter, Maler und Musiker war, überraschend realistische Skizzen von der Hand Moritzes, Selbstbilder von Adalbert Stifter, Zeichnungen von Menzelscher Freiheit und Charakterisierungskunst — von wem? von Fritz Reuter — innige versunkene Zeichnungen von Corrodi, dem Uebersetzer des Burns, Souachen von Salomon Gessner, dem glücklichen Könnner zweier Disziplinen, Aquarelle und Kupferstiche von Usteri, dem epischen Hebel der Züricher, Federzeichnungen von Spit-

teler, dem Olympier aus Viestal, gekonnte Kunst von Gustav Gampfer, dem geistigen Brückenbauer Europas, Aquarelle von Hermann Hesse, dem Steppenteufel, Zeichnungen wieder von Raabe, Aquarelle von Scheffel, Zeichnungen und Vorstudien von Wilhelm Busch, glänzende Karikaturen von Busonis geschickter Hand, verblüffende Zeichnungen von Felix Mendelssohn, Selbstbilder von Othmar Schoeck, von Felix Loeffel, eine Wand voll tiefstoniger Bilder von Burtes Hand aus der Wiltfeberzeit — Alles das und noch mehr zeigt eine Ausstellung im Konvikt zu Schaffhausen, die bis Ende Juni dauern wird: Dichter und Musiker als Maler. Schaffhausen, das im Rheinfluss, in Schillers Glocke, im Onyx, im Weißen Tokaier so viel des Einzigartigen besitzt, darf sich nun einer ganz einzigartigen Ausstellung rühmen, deren Gedanke einleuchtend und überzeugend dargestellt ist und sicher viele Besucher anziehen wird.

L. B.

Zuem Hebeltag 1930

Bertlaidet aim das Hebelstire
So jedes Johr nit au ne Mol?
— 's isch woher, es isch en aldi Liire
Un menge Spruch esange hohl.

Was helpe Musil, Vortrag, Esse
Un schöni Rede no nem Fisch?
Wer diefer sicht, cha nie vergesse,
Daz hüte Alles anderscht isch.

So bruttli amme: „Dis Mol fehl!
Sie chönnes mache ohni mi!“ —
Wenns aber chunnt, das Hebelmehli
Se glunki ebe wieder hi.

Me mueß es dene Basler Heere
Und ihre Huusemer Fründe loh:
Sie chönne ihre Hebel ehre,
Me meint, es stüend e Hailige do!

Sie chenne-n ihn durane gründlig
Un wüsse all no neue Bricht:
Um's Ummeluege grüest aim fründlig
E früsche Zug im alte Gsicht.

E sone Wese wie dä Hebel,
Das schöpft me ebe niemols leer,
's bruucht kaini Winde, kaini Chnebel —
Es lebt — un packt aim handumchehr.

's isch ewig jung wie Starn un Sunne
Gobt nahrhaft Brot un lutttere Wy —
Es macht aim bschaide brav un bsunne —
Me dankt un denkt: So sott me sy!

Hermann Burte

Handwritten note: mull + ygr + pfm

Handwritten note: mull + ygr + pfm

Das Oberammergauer Spiel

(Vergleiche hierzu die Aufsätze über Burtes „Krisi vor Gericht“ in No. 3 und 8 des „M“)

„Ew'ger, höre Deiner Kinder Stammeln — weil ein Kind ja nichts als stammeln kann!“ —

so singt der Eingangschor des Oberammergauer Passionsspiels, und so treuherzig und schlicht, wie er es sang, verpflichtet er uns zu einer sehr respektvollen und vorsichtigen Kritik.

Es ist kein Text wie von irgend einer andern Bühnendichtung, sondern ein ehrwürdiger Text heiligen Inhalts. Und es ist keine künstlerische Leistung, wie das kultivierte Berufstheater sie bietet, sondern es ist das Spiel ergriffener Laien.

Der Text geht auf Vorbilder aus dem 15. Jahrhundert zurück. Aber er hat seitdem viele Wandlungen durchgemacht, hat viele Zutaten aufnehmen müssen aus ursprünglichen Jahrhunderten. Alois Daisenberger hat viel Ballast über Bord geworfen, aber er ist nun schon zwei Menschenalter tot.

Und es wäre wieder ein Reformator nötig: der müßte unter Benutzung alles dessen, was man jetzt von der kindlichen Einfalt ältester mittelalterlicher Spiele weiß, die wirklichen Worte des Oberammergauer Textes ausgraben, so daß sie dastehen allen Schwulstes und allen nur gedanklichen „Zierrats“ und Flechtwerks entkleidet. Erdhaste, volksliederartige, sagenhafte Frische könnte da erstehen. Und diese Worte könnten die Oberammergauer Kleinbauern und Kunsthandwerker mit all der Spielfreudigkeit, die dem Bayern eigen ist, erfüllen.

In einem freilich müßte man das Alte, Wiederentdeckte, ergänzen. Der vorliegende Text und überhaupt die mittelalterlichen Texte sehen ja Christus konventionell-konfessionell. Sie stellen sein Leiden dar, seinen Tod, auch seine Auferstehung, nicht aber oder wenigstens kaum seine Predigt, seine erlösende Lehre, besonders die Lehre der Liebe, des Brudertums, für die, will sagen: zu deren Bekräftigung er gestorben ist.

Ein Passionspiel, das diese Predigt machtvoll enthielt, könnte noch viel stärker aufrütteln. Dann sähen die Hunderttausende, die nun nach Oberammergau kommen, nicht bloß eine weltberühmte Sensation, sondern erleben eine Wahrheit, die ihrem Leben eine neue Richtung geben könnte! Allerorten spricht man heute vom Zeittheater — vielfach mit Unrecht, — allerorten spricht man (mehr verlangend als schon bestätigend) vom Theater als einem Instrument der Aufrüttelung — vielfach mit großer Berechtigung. Wohlan: wenn von Oberammergau eine christliche Aufrüttelung ausgehen könnte!

Dafür bedürfte es freilich auch vieler Kürzungen des Spieltextes. In acht Aufführungsstunden muß die Aufnahmefähigkeit des Menschen von 1930 erlahmen.

Dem Christusdarsteller muß es beim gegenwärtigen Stand des Textes schwer werden, durch das was er handelnd darstellt innerlichst zu packen. Er muß es durch die Macht seiner Persönlichkeit erreichen, welche die große Christuspredigt — in diesem Fall noch unausgesprochen — in sich trägt. Anton Lang soll es, wie viele Augenzeugen rühmen, dreimal, 1900, 1910 und 1922, erreicht haben. Dem jetzigen Christusdarsteller, Alois Lang, gelingt es weit weniger. Das liegt nicht etwa daran, daß ihm höchstes „schauspielerisches“ Können abginge. Von solchem Können braucht, ja darf bei diesem Laienspiel überhaupt nicht die Rede sein. Sondern es liegt an dem kritisch Unsagbaren: daß eben Anton Lang den Christus-Gehalt wohl in höherem Maße hatte als der jetzige Darsteller des Heilands.

Wie wenig solches Gelingen und Nichtgelingen mit „Schauspielen“ im alten Theatersinn zu tun hat, zeigt die Maria der Anni Rus: sie ist des Herren Magd, wenn sie weinend und dennoch gläubig von Jesus Abschied nimmt und wenn sie, immer von neuem sich Glauben erkämpfend,

zu Jesu Kreuz emporblickt. Aber ihr Sprachtext ist auch nicht so überlastet wie der anderer Personen des Spieles.

Die Spielleitung Georg Johann Langs war überaus rasch im Bildhaften, was sich namentlich bei den Lebenden Bildern aus dem Alten Testament erwies, die der Passionsaufführung eingestreut sind. Aber sie zeigte sich oft zu schwach, wenn es galt, starke Naturtalente zu zügeln wie den Guido Mayr, der den Judas gab.

Mit besonderem Dank müssen Anton Sattler und Wilhelm Friesenegger genannt werden. Sie leiteten die Musik und hatten die Führung des imposanten Männer- und Frauenchors inne. Der singende Chor ließ übrigens den Wunsch wachsen, das Spiel in Oberammergau, dem sprachlich wegen der sprecherisch unkultivierten Laienspieler und des schwer zu bezwingenden Raumes immer Mängel werden anhaften müssen, vom Musikalischen, vom Sprechgesang her erst ganz zu erfüllen.

Oberammergau fruchtbar kritisieren heißt zugleich: die große Sehnsucht nach dem Ideal „Oberammergau“ in uns wach rufen und die gütliche Form finden helfen, in der das jahrhundertalte Spiel ehrwürdiger Volkskunst auch dem heutigen Menschen erschütterndes Erlebnis ist!

Dr. Johannes Günther.

Die „Schule der Zukunft“

Der sozialdemokratische Parteivorstand bringt den „Kinderfreund“ heraus, der jede zweite Woche den sozialistischen Tageszeitungen für die Kinder beigelegt wird. In der neuesten Nummer findet sich ein Aufsatz „Gertrud und Pieter, zwei rote Falken“. Da wird beschrieben, wie es diesen Kindern in der weltlichen Schule geht. Der rote „Kinderfreund“ stellt das dann so dar:

„Sie sind in den Klassenraum getreten. Gertrud sieht sich erstaunt um, da stehen keine Bänke, sondern Stühle und Tische. Die Kinder arbeiten alle eifrig, zeichnen, schneiden aus, kleben Tüten und unterhalten sich dabei. „Hier bringe ich meine Freundin Gertrud . . .“ Alles springt auf, umringt Gertrud und begrüßt sie herzlich. Gerda nimmt sie mit an ihren Tisch, und beide schneiden Ostereier aus. „Damit wollen wir die Bühne schmücken für die Schulanfänger. Spielst du auch mit?“ „Gern, aber ich habe ja nicht geprobt und keine Rolle gelernt.“ „Brauchst du auch nicht,“ sagt Gerda lächelnd, „wir spielen aus dem Stegreif. Du kommst als Fremde und fragst nach dem Leben in unserer Schule . . .“

Der Lehrer tritt herein. Gertrud springt auf, setzt sich aber wieder, als sie sieht, daß alle anderen ruhig sitzen bleiben und weiterarbeiten. Er tritt zu Pieter und unterhält sich mit ihm. Es klingelt. Gerda erhebt sich und geht nach vorn. Nun nehmen alle ihre Stühle und setzen sich im Halbkreis um Gerda, der Lehrer auch. Gertruds Erstaunen wird immer größer, Gerda leitet ja die Stunde und nicht der Lehrer. Die Tagesarbeit ist schnell festgesetzt, nun werden die Arbeiten für das kommende Halbjahr verteilt. Pieter meldet sich und erklärt sich bereit, über Düsseldorf zu sprechen, das er in den Ferien besucht hat . . . nur Sonja ist noch nicht mit Arbeit versehen. „Mein Onkel Swan erzählt von Rußland,“ schlägt sie vor. „Das machen wir als Elternabend,“ meint Pieter. Allgemeiner Jubel! . . . Der Lehrer meldet sich: „Ich schlage vor, daß wir die weiteren Besprechungen vertagen und uns heute nur der Einführung der Kleinen widmen . . .“

Diese Kostprobe von der sozialistischen, weltlichen Schule, die nach dem Willen der Roten die allgemeine „Schule der Zukunft“ bei uns in Deutschland werden soll, dürfte wohl genügen. Die Kinder, die nicht mehr lernen, sondern nur spielen; die selbst das Spiel nicht, wie es sonst Kinder tun, ernst nehmen, sondern alles „aus dem Stegreif“ machen;

die Kinder, die vor Erwachsenen nicht mehr aufstehen, weder vor dem Lehrer noch vor den Eltern. Ein Bild, das wir ja heute dank der segensreichen Tätigkeit der Sozialdemokratie bereits schon in jeder Straßenbahn tagtäglich beobachten können. Die Schule, die nicht mehr vom Lehrer, sondern von einem der Schüler „geleitet“ wird. Der Lehrer, der andächtig dabei sitzt und sich dann hin und wieder einmal schüchtern meldet, um bescheiden den Kindern seine Vorschläge zu machen. Der Schüler, dem der Vater den Schulranzen und die Mutter das Frühstück zur Schule nachträgt, dem am Schulportal der Lehrer ehrfürchtig die Türe öffnet, und der dann gnädigst seinem Lehrer abwinkt. Das ist das sozialistische Schulideal. Und warum? Weil alles zerstört und vernichtet werden muß, was Deutschland groß gemacht hat; weil in Deutschland nie mehr ein Geschlecht werden soll, das sich deutscher Macht und Größe besinnt.

Frankreich und die Politik des Friedens

Von Maurice Duhamel, Paris.

(Schluß)

Eine Untersuchung der Militärausgaben wirkt nicht weniger überzeugend. Aber deren Gesamtbetrag ist noch schwieriger zu ermitteln als die Höhe der Bestände, so sehr ist er auf die unerwartetsten Ministerien (Arbeit, Handel, Landwirtschaft, Öffentliche Arbeiten, u. s. w.) verteilt. Übrigens ist es zulässig, den Ausgabeposten einen harmlosen Anschein zu geben, was die Budgetredaktoren auch reichlich getan haben. Verschiedene Abgeordnete der Linken haben sich aber nicht geschämt, in diesem Dickicht auf Abenteuer auszugehen, um festzustellen, ob die „Nationale Verteidigung“ wirklich nur die sechs Milliarden kostete, wie der Berichterstatter unschuldig angab. Herr Daladier, der Führer der radikalen Partei, hat dabei mehr als 12 Milliarden 400 Millionen Ausgaben für den Land-, See- oder Luftkrieg errechnet, von denen der größte Teil sorgfältig verschleiert war. Er ist trotzdem wesentlich unter der Wirklichkeit geblieben.

Um die Militärausgaben Frankreichs zu kennen, genügt es in der Tat nicht, die Haushalte des Krieges, der Marine, der Luft, der Truppen überm Meer (Nordafrika) u. s. w. zu untersuchen. Es genügt nicht einmal, die Militärkredite der Kolonien, der Garde Mobile, und der Polizei (Innere), diejenigen der Truppen in den besetzten Gebieten (Auswärtiges) hinzuzufügen. Man muß auch im Haushalt der Öffentlichen Arbeiten die Kredite für die strategischen Eisenbahnen, in demjenigen der Arbeit die militärischen Gelbbewilligungen, in demjenigen der Landwirtschaft die Ausgaben für die Kavalleriepferbezucht u. s. w. u. s. w. entdecken. Mehr als zwei Milliarden Ausgaben sind so in verschiedenen Posten des Finanzgesetzes enthalten. Herr Béron, der sie geduldig aufgespürt hat, kommt zu einer Gesamtsumme von 15 Milliarden 134 Millionen Franken. Und da der Minister, indem er die Genauigkeit der Zahlen bestritt, sich hütete, den Schatten eines Beweises, eines Dokumentes oder einer Widerlegung zu bringen, sind wir genötigt, sie für richtig zu halten.

Die Militärausgaben betragen 1913 1510 Millionen Goldfranken. 1930 erreichen sie 3026 Millionen Goldfranken.

Im Haushalt zeigt sich die französische „Abrüstung“ als Verdoppelung der Ausgaben.

Zu was dieses riesige Budget — das genau den Drittel des Gesamthaushalts Frankreichs ausmacht — dient, zeigt die folgende Aufstellung. Es handelt sich um den Vergleich der Bewaffnung einer Infanteriedivision von 1914 und von 1930.

	1914	1930
Mannschaftsbestände	18 000	15 000
Maschinengewehre	24	113
Leichte Maschinengewehre	0	377
Begleitgeschütze	0	12
Geschütze von 75	36	72
Geschütze von 150	0	38
Geschütze von 120	0	36
Kampfwagen	0	20
Flugzeuge	0	30

Die Bewaffnung einer Kavalleriedivision gibt Anlaß zu folgenden entsprechenden Vergleichen:

	1914	1930
Geschütze von 75	12	24
Geschütze von 37	0	36
Maschinengewehre	0	134
Leichte Maschinengewehre	0	315
Auto-Maschinengewehre	0	24

Auf dem Gebiet des Materials gibt sich die französische „Abrüstung“ als eindruckliche Vermehrung der Kampfmittel kund.

Aber Frankreich begnügt sich nicht mit der Verstärkung seiner Rüstungen. Seine ganze Diplomatie gehorcht militärischen Vorstellungen, wie die Bündnisse, die sie seit dem Krieg abgeschlossen hat und die Haltung ihrer Vertreter in den großen internationalen Aussprachen zeigen.

Frankreich hat zuerst das Beispiel jener Sonderverträge gegeben, die der Völkerbund abschaffen sollte, dieser Machtgruppierungen, die vor dem Krieg eine dauernde Bedrohung für das unbeständige „europäische Gleichgewicht“ bildeten. Wir haben nacheinander den französisch-polnischen Vertrag, den französisch-jugoslawischen Vertrag, den französisch-belgischen Geheimvertrag (von dem der flämische Abgeordnete Ward Hermans eine in der Form ungenaue, aber im Inhalt wahre Abschrift an die Öffentlichkeit brachte), das unglückliche französisch-englische Flottenabkommen erscheinen sehen. Kein kommerzieller oder kultureller Grund für diese Abkommen, sondern rein militärische Beweggründe, wie es die Missionen von Spezialoffizieren mit aller Deutlichkeit beweisen, die Frankreich bei seinen Vasallen der Kleinen Entente unterhält, und die Lieferungen, die es ihnen an Kriegsmaterial, an Flugzeugen, Tanks und Unterseebooten macht. Frankreich bildet augenblicklich nicht nur die größte Militärmacht der Welt. Es erscheint auch als Haupt und Führer der Staaten, die nur auf die Gewalt der Waffen abstellen, um die für sie durch die Verträge von 1919 geschaffene Lage aufrecht zu erhalten und zu verbessern.

Der tief wurzelnde Militarismus seiner Väter zeigt sich noch deutlicher auf den internationalen Konferenzen.

Wir wissen im Augenblick, wo wir diese Zahlen schreiben, nicht, durch was für einen mehr oder weniger geschickten Kompromiß der unvermeidliche Mißerfolg der Londoner Seekonferenz verschleiert werden wird. Aber was man schon jetzt ohne Unvorsichtigkeit feststellen kann, das ist, daß dieser Mißerfolg zum größten Teil das Werk Frankreichs ist, das nicht nur seine gegenwärtige und im Bau befindliche Tonnen-

zahl nicht vermindern und auf den Bau von Schiffen, die vom Parlament genehmigt und erst im Zustand der Planung sind, nicht verzichten will, sondern das auch seine Flotte zu vermehren beabsichtigt, von heute bis 1933 um 120 000 Tonnen, was eine Vermehrung von rund 250 000 Tonnen über den Tonnengehalt seiner jetzt in Dienst befindlichen Schiffe bedeutet!

Was die Landabrüstung anbetrifft, so weiß man, daß sie bisher unmöglich gewesen ist infolge des unüberwindlichen Festhaltens der französischen Vertreter am Grundsatz der „ausgebildeten Reserven“, des obligatorischen Militärdienstes für alle Bürger, der von ihnen als demokratischer hingestellt wird als die kleinen Berufsheere. In was „demokratischer“? Man hat sich nie die Mühe genommen, es uns zu sagen. Es käme niemandem in den Sinn, die jungen Leute zu nötigen, einen einjährigen Dienst bei der Polizei zu tun, und man ist einverstanden, daß die innere Ordnung von Berufsleuten verteidigt wird. Könnte die Bewachung der Grenzen nicht durch das gleiche Mittel gesichert werden? Aber das ist gleich! Der „für alle gleiche“ Militärdienst bildet einen Teil der Mystik des Regimes, genau wie die „eine und unteilbare Republik“ . . .

Wie mächtig solche Vorstellungen bei einem Volk wie dem französischen auch seien — das um so mehr von dem Begriff der Freiheit begeistert ist, je weniger es ihn in seinem täglichen Leben verwirklicht sieht — es gibt trotzdem Geister, die sich ihrem Einfluß entziehen. So lesen wir in der „Boix“, in der wichtigen politischen Halbmonatsschrift radikaler Färbung, deren Leiter ein Sohn des Senators Henry de Jouvenel ist, diese kennzeichnenden Zeilen:

„Ohne den Widerstand Frankreichs, das am System des obligatorischen Militärdienstes festhält, wären die hauptsächlichsten Weltmächte längst übereingekommen, den Militärdienst zu unterdrücken und die Mannschafszahl der Berufsheere zu beschränken“ (La Boix, 26. Januar 1930).

Die weitfichtigen Franzosen beginnen sich Rechenschaft abzulegen, daß Frankreich heute das einzige Hindernis für ein friedliches Zusammenleben der Völker und für die Abrüstung ist.

Die Eroberung des Weltmarktes *)

Von Dr. R. G. Quaas

Der Weltkrieg war im Innersten ein Wirtschaftskrieg. England, seit den Tagen Eduard VII. und seines Schülers Grey das treibende Element gegen Deutschland, wollte den deutschen Wirtschaftsimperialisimus treffen. Deutschland wurde im Krieg von der Welt abgesperrt und blieb angewiesen auf seinen eigenen Wirtschaftsraum und auf den seiner Verbündeten, namentlich Oesterreich-Ungarns.

Nach dem Kriege lebten wir zunächst in einer tödenden Angst, wie wir den uns umschließenden Wirtschaftöring auseinanderbrechen und wieder auf den freien Weltmarkt hinauskommen könnten. Wir vergaßen, daß wir auf dem Weltmarkt als Kunden genau so unentbehrlich sind, wie wir den Absatz auf dem Weltmarkt für unsere Erzeugnisse brauchen. Ja, man muß sagen, daß Deutschland als Verarbeitungs-

*) Aus: „Der Tag“ Nr. 99 vom 25. April 1930.

stätte und als Konsument fremder Waren dem Auslande weniger entbehrlich ist, wie für Deutschland der Auslandsabsatz.

Kaum waren die schwersten Drahtverhaue gefallen, die uns vom Weltmarkte absperren, meldete sich der Optimismus wieder zu Worte. Die alten Fehler der deutschen Handelspolitik wurden zu Glaubenssätzen, vor allem die Meistbegünstigung. Sie sollte uns zur Wiedereroberung des Weltmarktes befähigen. Sie war und ist dazu völlig unfähig.

Die Vereinbarung der Meistbegünstigung durch Vertrag kann dazu dienen, die Zollkämpfe zu mildern, wenn sie von allen Wirtschaftsmächten gleichmäßig angewendet wird. Das ist aber keineswegs der Fall. Ein lehrreiches Beispiel von der wirklichen Wirkung der Meistbegünstigung ist unsere Handelsbilanz mit den Vereinigten Staaten. Wir bieten ihnen ohne Gegenleistung unsere viel niedrigeren Zollsätze und haben alljährlich einen Milliardenverlust.

Die Wirkungen dieser Handelspolitik sind natürlich ungleich schwerer als in der Zeit vor dem Kriege. Unser Anteil am Welthandel ist stark zurückgegangen (von 13% auf etwa 8%). Unsere Handelsbilanz ist dauernd passiv. (Die offiziöse Statistik sucht das zu verschleiern, z. B. dadurch, daß sie unter Ausfuhr auch die Tribute mitrechnet!) Unsere Zahlungsbilanz ist mit 2 bis 2 1/2 Milliarden Tribut und über 1 Milliarde Schuldzins belastet. Wir haben also nichts zu verschenten!

Trotz alledem bleiben wir dabei, wir seien berufen, der Welt auch auf dem Gebiete der Handelspolitik Völkerveröhnung und wirtschaftliche Vernunft zu predigen, andere Völker darüber zu belehren, was ihnen not tue. Das Modifizierte Wort, daß es der Torheit größte sei, die Welt verbessern zu wollen, ist für Deutschland nicht geschrieben. Wir versuchen, die Vereinigten Staaten und Frankreich zur Niederlegung ihrer Zollmauern zu bewegen. Umsonst! Wir gehen mit gutem Beispiel voran, indem wir das Verbot der Einfuhrverbote voreilig ratifizieren und damit eine der wirksamsten handelspolitischen Waffen aus der Hand legen. Vergeblich!

Das Schlimmste aber ist: Wir schließen uns auch wirtschaftspolitisch gerade dem Lande an, das uns am wenigsten zu bieten hat, nämlich Frankreich. Die offizielle Statistik für 1929 rühmt die Steigerung der Abnahme deutscher Ware durch Frankreich, das unter unseren Absatzländern mit 934 Millionen RM. an fünfter Stelle aufgeführt wird. Leider sind davon 52%, oder etwa 470 Millionen Mark Tribute! In Wirklichkeit nimmt Frankreich weit weniger deutsche Ware ab, als das kleine Dänemark! In Wirklichkeit haben wir im Handelsverkehr mit Frankreich 1929 einen Verlust von 178 Millionen gehabt, und außerdem das sieben- bis achtfache an Sach- und Geldtributen dorthin abgeliefert.

Unser größter Wirtschaftsgläubiger Amerika und der größte Tributgläubiger Frankreich verweigern also am stärksten die Aufnahme deutscher Ware. Neben den Geldschulden machen wir bei ihnen auch Warenschulden. Ueberhaupt führen wir nicht Fertigwaren genug aus, um die eingeführten Rohstoffe und Lebensmittel zu bezahlen.

So sieht die deutsche Eroberung des Weltmarktes in Wahrheit aus.

Deutschlands Ostnot

Endlich soll dem deutschen Osten geholfen werden! Nachdem ein Jahrzehnt hindurch die deutsche Politik fasziniert nach Westen geblickt hat und die östlichen Wirtschaftskräfte verkümmern ließ. Genf, Locarno, Choiry-Berständigung, Verständigung, hieß es immer. Haben wir uns erst im Westen verständigt, wird im Osten aktive Politik gemacht. Auch als es im Westen längst nichts mehr zu verständigen gab, war von östlicher Aktivität nichts zu spüren. Wohl aber kam das fatale Liquidationsabkommen mit Polen, das in seinen wesentlichen Teilen die Möglichkeiten aktiver deutscher Ostpolitik geradezu verbaut. Doch ein Gutes hatte dieser Vertrag, in dem die deutsche Politik, unter Verkennung der gegnerischen und der eigenen Kräfte, schwerste finanzielle und rechtspolitische Verpflichtungen gegen höchst fragwürdige und nicht einmal sichergestellte polnische Zugeständnisse eintauschte: an ihm entzündete sich der Widerspruch gegen ein zehnjähriges Verfahren, das genug große Worte über Osthilfe, aber recht wenig praktische Verwirklichung gebracht hatte.

Der Osten stirbt, wirtschaftlich und vollspolitisch — Rettung ist nur dann möglich, wenn die Fragen, um die es hier geht, in ihrer Gesamtheit erkannt werden, wenn das Hilfsprogramm tatsächlich der Größe der wirtschaftlichen, kulturellen und politischen Aufgabe entspricht, die hier dem deutschen Volke gestellt ist. „Das deutsche Volk ist nach dem verlorenen Weltkrieg aus eigenem Entschluß und eigener Kraft zusammengeblieben. Es hat die Schrecken des furchtbaren Währungszerfalls überstanden, ohne politisch auseinanderzugehen. Die dritte große Prüfung für die weltgeschichtliche Reise des deutschen Volkes als Staatsvolk wird die sein, ob es versteht, sich den Osten und damit die Wurzel seiner Reichskraft zu erhalten.“ Diese Worte des Reichsbankpräsidenten Dr. Luther kennzeichnen das Ostproblem in seiner eigentlichen Bedeutung.

Ein gewaltiges Material ist inzwischen zusammengetragen worden, grundlegende Arbeiten, wie der sogenannte Enquetebericht, die Denkschrift der Landeshauptleute der Ostprovinzen oder die von der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung herausgegebene Untersuchung über die Ostgrenze, erschienen. Aber eine für die breitere Öffentlichkeit bestimmte populäre Darstellung der Gesamtfragen des deutschen Ostens fehlte bisher. Diese Lücke wurde nun durch die knappe Schrift „Deutschlands Ostnot“, die im Verlage von Reimar Hobbing in Berlin erschienen ist, ausgefüllt. Ein Tatsachenbericht, der nüchtern ein erschütterndes Bild deutscher Ostnot nachzeichnet. Das Schreiben Hindenburgs vom 17. März, das von der Reichsregierung die Gesundung der Landwirtschaft und die Wiederaufrichtung des zusammenbrechenden Ostens forderte, wird zum Ausgangspunkt genommen, um kurz aber prägnant die Einwirkungen der Gebietsabtretungen auf den deutschen Osten als Ganzes, von Schlesien bis Ostpreußen, darzustellen. Aus den Tatsachen der Grenzerreißung werden die Folgen der Grenzerreißung entwickelt: für Verkehrswesen und Landwirtschaft, für Handel, Gewerbe und Industrie, für Bevölkerungsbewegung, Arbeitsmarkt, Kreditlage und nicht zuletzt für die sozialen und kulturellen Verhältnisse. Was verlor dieses Ostgebiet? 5,1 Millionen Hektar Fläche, 4,375 Millionen Menschen. Wie verdeutlicht sich der Verfallsprozeß auf Grund einer sinnlosen Grenzziehung? Nur ein Beispiel aus der Statistik: im Zeitraum von 1924 bis 1928 entfiel innerhalb Preußens von der zwangsversteigerten Fläche 87 Prozent auf den Osten und nur 13 Prozent auf die übrigen Provinzen, von der Zahl der zwangsversteigerten Grundstücke 69 Prozent auf den Osten und 31 Prozent auf die übrigen Provinzen. 1928 sind in den sechs Ostprovinzen rund 31 700 Hektar = 81

Prozent der in Preußen überhaupt versteigerten Fläche subhastiert worden; 1929 sind in Ostpreußen allein 395 gegen 306 und 141 Grundstücke in den beiden Vorjahren mit einer Fläche von 17 372 bzw. 14 259 und 12 649 Hektar unter den Hammer gekommen. Bei einer erheblichen Zahl von Grundstücken aber lohnte nicht einmal mehr der Antrag, so daß die tatsächlich durchgeführten Zwangsversteigerungen nur ein Teilbild geben. Dieselbe Kurve in Handel und Industrie, auf allen Gebieten. In einer Stadt wie Bischofswerder aber sind im Januar 1929 47,2 Prozent der Einwohner Unterstützungsempfänger!

Aus solchen Einzelheiten fügt sich das erschütternde Gesamtbild zusammen, wird die Einheitlichkeit des Ostproblems klar: „die ganze Ostgrenze entlang sehen wir die gleichen Erscheinungen; nicht bloß im eigentlichen Grenzstreifen, sondern bis tief hinein in das deutsche Hinterland; wir sehen die gleichen Ursachen und finden dieselben Wirkungen; je länger sie andauern, desto empfindlicher machen sie sich bemerkbar. Ueberall eröffnen sich Schauplätze zahlloser Tragödien. Eine unsinnige Grenzföhrung und die Schaffung des Weichsel-Korridors haben wirtschaftliche, soziale und kulturelle Schäden hervorgerufen, wie sie sonst im Reich nirgends bestehen und wie die Väter des Versailler Vertrages wohl selbst nicht geahnt haben, da sie ja das Land gar nicht kannten! Jede Möglichkeit zu gesunder Fortentwicklung aus eigener Kraft ist in den Provinzen genommen! Wir erkennen aber auch, daß es sich hier — trotz aller Verschiedenheiten im Einzelnen — um ein einheitliches Problem handelt, daß nicht die eine oder andere Provinz des Ostens allein oder bevorzugt behandelt werden oder die eine einer anderen den Rang streitig machen kann, wenn auch Ostpreußen wegen seiner Abschnürung naturgemäß eine völlig berufsungslose Stellung einnimmt.“

Das Gefahrenbild wird aber noch von einer anderen Seite her ergänzt: durch die Tatsache, daß an der gesamten Ostgrenze die Polen fast überall nach gleichen planmäßigen Gesichtspunkten auf lange Sicht, namentlich auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet vorgehen, mit dem Ziel, Grund und Boden zu erwerben, eigene Volksgenossen anzusiedeln, dann das Land als polnisch zu bezeichnen und die Kinder den Minderheitenschulen zuzuföhren. Während der polnische Staat trotz des Genfer Abkommens für Oberschlesien und der allgemeinen Minderheitenschutzverpflichtungen die deutsche Minderheit mit allen Mitteln der Gewalt entrechtet, erfüllt Deutschland in West-Oberschlesien das Genfer Abkommen mit äußerster Loyalität. Aber damit nicht genug! Die 1928 erfolgte Neuregelung des Minderheitenschutzwesens für Dänen und Polen ging weit über die Genfer Bestimmungen hinaus. Und die gehässigste deutschfeindliche Propaganda der polnischen Minderheit wird von Deutschland mit unverständlicher Langmut geduldet.

So sehen wir, wie aus dem Osten, das heißt aus dem an sich vollspolitisch gesündesten deutschen Gebiet die deutschen Menschen nach Westen strömen, weil die Grundlagen ihrer Arbeit schwinden, während der Pole ungehindert nachdrängt. Wir kehren zum Anfang zurück. Die vorgesehene Hilfsaktion kommt in letzter Stunde! Unmittelbar vor einem Zusammenbruch, der die Landwirtschaft, als das Rückgrat und Schlüsselgewerbe des Ostens, am schärfsten bedroht. Jede Hilfeleistung wird aber dann, nur dann Erfolg haben, wenn sie planmäßig, großzügig und auf lange Frist einsetzt und von einheitlichem Führerwillen geleitet wird. „Für den deutschen Osten muß die deutsche Volksgesamtheit, wenn auch nur auf Zeit, Opfer bringen. Ostnot ist deutsche Not!“ Dieser Satz, mit dem diese Schrift ihre Untersuchungen abschließt, zieht eine klare Bilanz. Ihr kann sich kein Deutscher verschließen.